

Zuchthaus. Für die Vorkriegsgeneration mit ihrer verspäteten Backfischschwärmerei für «poètes maudits» und «paradis artificiels», mit ihrer großen Mode der «fleurs du mal» als Knopflochblumen, mit ihrer ganzen kindlichen Eitelkeit auf interessante Verderbtheit und ästhetisierende Dekadence, für diese Vorkriegsgeneration war der Fall Oscar Wilde ein wahrer Leckerbissen. Perversion, Zuchthaus, Bankrott, Lues, Absynth — hier hatte man das ganze Repertoire jener menschlichen Problematik, jener höchst simplen „Dämonie“ beisammen, die in allen Literaturkaffees als unerläßliche Vorbedingung, wenn nicht gar als hinreichender Beweis wahrer Genialität betrachtet wurde (eine Auffassung, bei der natürlich ein armer normaler Teufel wie der Thomaskantor Bach schlecht abschneiden mußte). Das ist vorbei; selbst ein Spezialist jenes Genres, wie der erstklassige Satano-Humorist H. H. Ewers, würde heute trotz seiner garantiert totsicheren Dämonie kaum noch den, wenngleich zweiten Preis einer Schönheitskonkurrenz erzielen wie dereinst. Die in das neue Jahrhundert hinübergerettete künstliche fin de siècle-Stimmung verschwand in dem furchtbar realen Weltenende des Krieges. Wir sehen heute keine Tragödie mehr, wo, statt heroisch-vergeblichem Kampf gegen übermächtiges Schicksal, schmerzlüsternes Erliegen vor dem süß lockenden Taumel der Selbstvernichtung als seelischer Kern des Dramas sich enthüllt. Wenn ein Mann von Geist mit hartnäckiger Schwäche darauf besteht, sich um der schönen Augen eines hübschen Jungen willen in den Abgrund zu stürzen, so denkt man dabei heute weniger an die antike Schicksalstragödie als an den abgespielten Film der „dämonischen Frau“, die ihre tadellos gebügelten Opfer unwiderstehlich ins Verderben lockt. Wenn eine Gesellschaft von Snobs ihr enfant gâté, ihren vergötterten Liebling, aus dem Salon ins Zuchthaus verbannt, nur weil er mit allzu großer Offenheit jenem „antiken Übermut“ gehuldigt hat, dessen „verschämte Parodie“ gerade einige Jahrzehnte zuvor Heine dem armen Platen einzig verübelt hatte, so ist das für den Betroffenen eine schauerliche Katastrophe und gewiß jedes menschlichen Mitleids würdig, aber es bleibt ein nur im Jargon des Journalisten „tragischer“ Unglücksfall. Man kann daraus, wie auch längst geschah, je nach Bedarf eine bittere Gesellschaftssatire machen oder auch eine moralische Erzählung unter dem Titel „Übermut tut selten gut“. Man kann schließlich Oscar Wilde als eine Art gekreuzigten Messias der Homosexualität darstellen und sein Leiden und Sterben als Propagandamittel gegen den § 175 benutzen (dessen Abschaffung im übrigen eine schlichte Selbstverständlichkeit und kein Anlaß zu vollbärtiger Pathetik sein sollte). Als Vorwurf einer echten Tragödie aber ist dieser Stoff jedenfalls völlig ungeeignet und unzureichend.

Die eigentliche Tragödie dieses Lebens liegt viel tiefer. Ihr Auf und Ab ist mit einer — gleich der Pubertätsgenialität — aus tiefster seelisch-leiblicher Erschütterung einmalig aufflammender Leidensgenialität vorgeahnt und widergespiegelt in jener „Epistola“ aus dem Zuchthaus zu Reading, von der Wilde mit noch mehr Berechtigung als von der berühmten Ballade hätte sagen können, sie sei ihm „aus dem Herzen gedrungen wie ein Schmerzensschrei“. Ein Schmerzensschrei — und doch klingt es darin wie der Jubelruf eines Entdeckers: „Das Leid und alles, was man von ihm lernt, ist meine neue Welt“. Der Schrei, den ihm der Schmerz entpreßte, verkündete zugleich die Offenbarung von „der Bedeutung des Schmerzes und seiner Schönheit“. In jener seltsamen, vielleicht